

DER AUFBAU

Schweizerische Wochenzeitung für Recht, Freiheit und Frieden

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 10.—; ½jährlich Fr. 5.—; ¼jährlich Fr. 2.50. Ausland: Abonnementspreis plus Porto pro Nr. 3 Cts Preis der Einzelnummer 20 Cts.	Herausgeber: Verein für die Zeitung «Der Aufbau» Redaktion: Max Gerber, Frankentalerweg 101, Zürich 10 (Höngg). — Telephon 6 78 85 Administration u. Expedition: Postfach 30, Zürich 16 Telephon 3 34 25 — Postscheckkonto VIII/7306 Druck: Genossenschaftsdruckerei Zürich	Insertionspreis: 1/8 Seite Fr. 15.— 1/16 Seite Fr. 7.50 Bei Wiederholung Rabatt. Anfragen und Aufträge an die Administration.
---	---	--

Zürich, 10. Mai 1940

Nr. 19 - XXI. Jahrgang

Erscheint jeden Freitag

Zwei Fabeln von Pestalozzi

Hans und Benedikt

Benedikt: Sei ruhig, lieber Hans!

Hans: Ich kann nicht, ich leide Unrecht.

Benedikt: Die Religion sollte dich trösten.

Hans: Sie sollte mir helfen.

Benedikt: Sie wird dir in deinem Innern helfen.

Hans: Das ist nicht wahr! Wenn sie mir in meinem Aeußern nicht hilft, so ist sie für mein Inneres nicht da.

Benedikt: Du lästerst!

Hans: Ich rede die Wahrheit. «Gott ist nicht da, und der Glaube an Gott ist nicht da, wenn das Unrecht-leiden nicht aufhört.»

Benedikt: Ich zittere.

Hans: Wenn du keine Kraft hast gegen das Unrecht, so lege deine Kutte ab, diene für feilen Gewinn und trage die Livree der Herrschaft, der du gehörst.

Benedikt: Das hätte sich freilich der Heiland und seine Apostel nicht sagen lassen.

Hans: Auch dein Großvater, der bei uns Pfarrer war, hätte sich das nicht sagen lassen.

Das Wort des Hansen ist freilich ein Wort der Verzweiflung, aber es hängt dennoch mit einer großen, tiefen Wahrheit zusammen. Die Religion ist in ihrem Wesen eine Kraft Gottes zum Heil einem jeden, der da glaubt; und sie sollte auch in ihrem Aeußerlichen kraftvolle Mittel besitzen, der Not und dem Elend der Menschen abzu-helfen, wo diese sich immer befinden. Und es ist un-streitig, da sie das Volk vorzüglich bei seinen Geistlichen sucht, so sollte sie auch vorzüglich bei ihnen zu finden sein, sie sollte ihnen auch vorzüglich gegeben sein und zwar nicht durch äußeren Reichtum, sondern durch in-nere, göttliche, heilige Kraft in ihrer Teilnahme am Lei-den ihrer Brüder. Es läßt sich nichts Herzzerschneiden-deres denken, als die Erscheinung eines Geistlichen im Kreise armer, unrechtleidender Menschen, mit einem Schwall armseliger, eitler Trostworte Wunden zu heilen, die sich nicht vom bloßen Winde heilen lassen, sondern Oel und Essig für ihren Schmerz ansprechen. Ihr kennt den Eindruck noch, den es auf euch gemacht hat, als ein Geistlicher, den sein Pfarrkind um Gotteswillen bat, er solle bei dem Landvogt, der ihm Unrecht getan, einen Vorspruch einlegen, geantwortet: Mutet mir das doch nicht zu! Ich bin mit meinem gnädigen Herrn in Ver-hältnissen, daß ich das nicht tun darf. Moralische Kraft-losigkeit kann in tausend Fällen Menschen zu Gefühlen und Ausdrücken bringen, die dem Wort des Hansen:

Inhalt: Zwei Fabeln von Pestalozzi. — Gerber: Streif-lichter. — M. Merker: Nach dem Krieg im Norden. — Zu-spruch und Widerspruch: Prof. Karl Barth: Reich Gottes und Kirche. — Christine Ragaz: Gegenseitige Hilfe. — Wie man alle Spione fängt. — Von Büchern und Zeitschriften.

Gott ist nicht da, und der Glaube an Gott ist nicht da, wenn das Unrecht-leiden nicht aufhört — vollkommen gleich sind. Denke doch ein jeder, den das Wort des Hansen empört, zu seiner Entschuldigung, man suche zarte, feine und wohl besorgte Pflanzen in einem Gar-ten umsonst, dessen Gärtner im Winter den Frost scheut und im Sommer die halbe Zeit des Tages unter Schatten-bäumen auf der faulen Haut liegt. Der fromme, christlich gläubige Mensch trägt ein sanftes, mildes, liebendes Herz in seiner Brust. Er sieht den Armen und Leidenden als sein Kind an, das er von Gottes wegen auf alle Weise zu erquickern und zu behelfen verpflichtet ist. Wie Vater und Mutter einem kranken Kinde seine Schmerzen zu mildern suchen, also sucht er dem Armen und Leiden-den in seiner Not und in seinem Schmerz wirklich zu dienen. Er trocknet ihm den Schweiß von seiner Stirn. Er ermüdet nicht, jedes Labsal für ihn aufzusuchen, das in seiner Hand ist. Er bricht sich den Schlaf ab, für ihn zu wachen, und scheut die Lasten des Tages nicht in seinem Dienste. Er wirft sich in die Arme des Leiden-den und benetzt des Kranken Angesicht mit seiner Träne. Aber der leidige Tröster, der zum armen Job kam und zu ihm sagte: Du hast dein Unglück mit deinen Sün-den verdient und mußt jetzt den Trost, den du bedarfst, in dir selber, in deiner Besserung suchen; es kann dir ihn niemand geben und niemand für dich suchen — hat den Geist des wahren, christlichen Trostes nicht in seinem Herzen. Er braucht in der Härte seiner Gefühle Kunst- und Bücherphrasen einer Trostart, die niemand tröstet. Die Einfalt des christlichen, liebenden, schonenden und helfenden Sinnes braucht solche Phrasen, denen der wirkliche Geist des Evangeliums mangelt, nicht. Sie kennt sie nicht von sich selbst; sie kennt sie nur, wenn sie sie auswendig gelernt hat, und braucht sie in dieser Leerheit und Verödung nur im Nachsprechen dessen, was sie also wörtlich gelernt hat.

Die Lobrede des Maulbrauchens und der Frechheit vom Mephistopheles

Die Fürsten der Hölle beklagten sich einmal in ihrem gemeinen Rat, es gehe im Reiche der Lügen und des

scheuen. Man darf die Ausdehnung und Wirkung der defaitistischen Umtriebe in den kriegführenden Ländern beileibe nicht unterschätzen. Äußerste «Linke» und äußerste Rechte reichen sich und vielen dunklen Zwischengestalten, von denen sie benutzt werden, die Hand.

Es kommt hinzu, daß allem Anschein nach Roosevelt, der Papst, das italienische Königshaus und trotz aller Sphinxhaltung wohl auch Herr Mussolini die Möglichkeiten einer «Friedensoffensive» weiter sondieren. Ist ein Kompromiß, bevor der Krieg in sein «totales» Stadium eintritt, auch nicht sehr wahrscheinlich, so ist ein solcher «Friede», der kein Friede sein kann, doch nicht unbedingt ausgeschlossen.

*

So bleibt die «Partie» zur Stunde noch in jeder Beziehung «offen». Kommt es aber, wie wir dennoch annehmen, im Laufe des begonnenen Feldzuges zum Entscheidungskampf und sticht dann die Karte des «Blitzkriegs» nicht, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Krieg sich dann zwar in die Länge ziehen, der Endsieg schließlich aber der Seite zufallen wird, die über das größere Kriegspotential verfügt. Und mit diesem Ausgang rechnen wir, trotz aller Bedenken, noch immer.

M. MERKER.

ZUSPRUCH UND WIDERSPRUCH

Reich Gottes und Kirche

Herr J. Tschärner hat mir im «Aufbau» (Nr. 13 vom 29. März 1940), angeregt durch meinen Radiovortrag vom Karfreitag, die Frage gestellt, warum die «neue Theologie» dem Kirchlichen eine so überragende Bedeutung zumesse, während sie das kommende Reich Gottes in den Hintergrund geraten lasse.

Ich will mich nicht dabei aufhalten, mich darüber zu beklagen, daß diese Frage nun doch in keinem Verhältnis steht zu dem, was ich in jenem Vortrag (ob Herr Tschärner ihn nicht im «Kirchenblatt für die reformierte Schweiz» vom 4. April noch einmal nachlesen will?) und sonst gesagt habe, sondern in kürzester Zusammenfassung darlegen, was ich in dieser Sache zu vertreten habe.

1. Die Kirche hat sachlich nur eine untergeordnete Bedeutung. Diese hat sie allerdings. Sie ist die Gemeinde, die durch die Verkündigung des Reiches Gottes geschaffen, der diese übergeben, durch die sie auszurichten und in der sie zu vernehmen ist. Die Evangelien und Briefe des Neuen Testaments sind das Zeugnis derer, die Jesus Christus zuerst zu dieser Gemeinde berufen und denen er den Auftrag gegeben hat, durch ihr Wort diese Gemeinde zu begründen und zu erhalten. Nur in dieser Gemeinde kann man ihr Wort in seinem konkreten Sinn verstehen und auslegen. Wir müssen, um ihr Zeugnis vom Reiche Gottes zu hören, in den Raum kommen und in dem Raume sein, den Jesus Christus dazu geschaffen hat und in dem seine Zeugen geredet haben und noch reden. Man darf sich, um in Sachen der übergeordneten Wahrheit des Reiches so sicher zu gehen, auch in Sachen dieser untergeordneten Wahrheit der Kirche nicht irren. Es hätte keinen Sinn für die Kirche gegen das Reich Gottes zu streiten. Es hat aber auch keinen Sinn, für das Reich Gottes gegen die Kirche streiten zu wollen.

2. Was in der Kirche und durch die Kirche zu geschehen hat, das kann nur sein: das kommende Reich

Gottes gar sehr in den Vordergrund treten zu lassen. Herr Tschärner hat ganz recht, wenn er sagt, daß dazu auch das gehört, daß die Menschen in ihrer Not nach dem Reiche schreien, als kluge Jungfrauen ihre Vorbereitungen treffen, daß sie bereit und wach werden. Es muß aber sehr klar sein und bleiben, daß es sich dabei wirklich um die Erwartung des Reiches Gottes handelt. Nicht etwa um die Erwartung irgendeines (vielleicht in bester Meinung von uns selbst erdachten und dann doch auch von uns selbst herbeizuführenden Idealzustandes! Der «Gewaltglaube» dessen Beseitigung Herrn Tschärner offenbar besonders am Herzen liegt, ist gewiß eine wüste Sache. Aber die Pharisäer und Schriftgelehrten der Evangelien und die Leute, die in den neutestamentlichen Briefen als die Vertreter der Art erscheinen, die dem Kommen des Reiches Gottes im Wege steht, waren (man lese etwa den Galater- oder den 1. Korintherbrief) gewiß nicht ausgerechnet Gewaltgläubige. Was das Neue Testament als Sünde beschreibt, ist vielmehr der Glaube des Menschen an sich selbst — im Gegensatz zum Glauben an Jesus Christus — der wohl auch die Gestalt von Gewaltglauben haben kann, der aber nicht notwendig gerade Gewaltglaube sein muß und dessen übelste Form nicht notwendig der Gewaltglaube zu sein braucht: jene Selbstgerechtigkeit in der der Mensch unter Umständen immer noch ein ganz brauchbarer Idealist sein kann. Denn das Reich Gottes ist nach dem Neuen Testament sehr schlicht eben Jesus Christus selber als die uns Menschen unverdient zugewendete Wohltat Gottes. Er kommt. Er macht alles neu. Er ist unsere Hoffnung. Und daß wir ihm dankbar entgegengehen, das ist unsere Zubereitung für ihn und also auf das kommende Reich Gottes. Dankbar: als Leute, die nicht mehr so stur auf sich selbst — darum dann gewiß auch nicht mehr auf ihr bißchen Gewalt — sondern immer noch ein wenig völliger auf ihn vertrauen.

KARL BARTH.

Gegenseitige Hilfe

Man spricht heute viel von der Volksgemeinschaft. Denjenigen von uns, die mit jungen Menschen zu tun haben, wird besonders nahegelegt, daß wir in diesen das Bewußtsein ihrer Verantwortung gegenüber der Volksgemeinschaft wecken sollen. Dies tun wir gern und haben es schon gern getan, bevor durch die Mobilisation dieser Gedanken in den Vordergrund gerückt wurde. Wir tun es gern, nicht nur weil die Volksgemeinschaft diese jungen Menschen braucht, sondern auch weil die jungen Menschen selbst diese Verbundenheit mit etwas, was größer ist als sie selbst, nötig haben. Aber leicht ist es aus zwei Gründen nicht. Einmal ist es gerade deswegen nicht leicht, weil das Wort zuviel ausgesprochen wird. Die Mädchen, die ich zu unterrichten habe*, haben es so viel gehört, daß sie meinen, sie wissen, was es bedeutet. Sie wären wohl auch bereit, wenn es verlangt würde, einen schönen Schulaufsatz darüber zu schreiben. Aber den meisten ist es zunächst nicht mehr als eben ein Aufsatzthema, nicht etwas Eigenes, Erlebtes. Einigen ist vielleicht dank einer Jugendorganisation etwas davon aufgegangen, vielleicht spürten sie etwas, als sie einer Bäuerin, deren Mann in den

* Diese Ausführungen entstammen einem Referat, gehalten am Wochenendkurs der Schweizerischen Lehrerinnenvereinigung in Zürich, wo über die Gestaltung des 9. Schuljahres gesprochen wurde.